



# Unser Walter

Vor 25 Jahren sendete das ZDF eine Serie, in der ein behinderter Junge die Hauptrolle spielte.

SPIEGEL special hat nachgefragt, was der einstige Publikumsliebbling heute macht.



TEXT: JÖRG BÖCKEM / FOTOS: TINA HAGER

Der Junge, der seinen Kopf meist ein wenig geneigt hält, deckt den Frühstückstisch. Etwas linkisch sieht das aus, einmal kippt ein Eierbecher. Daß es fünf Uhr morgens ist und seine Eltern im gleichen Zimmer schlafen, stört ihn nicht.

Der Junge ist 17 Jahre alt, wenn er redet, ist er kaum zu verstehen. Manchmal verzieht er vor lauter Konzentration das Gesicht. „Dies ist die Geschichte einer Familie, deren Sohn anders ist als andere Kinder“, sagt die Stimme aus dem Off. Später wird der seltsame Junge mit Kasperl-Figuren spielen, bei dem Versuch scheitern, seine Konfirmationskrawatte selbst zu binden und abends etwas verloren im schreibunten Siebziger-Jahre-Ambiente eines Jugendclubs auf der Tanzfläche herumstehen.

Mit solchen Szenen bannte vor 25 Jahren die Serie „Unser Walter“ Millionen Deutsche vor dem Fernseher. Der Junge war behindert, damals nannte man das mongoloid. In den siebziger Jahren, einer Zeit, in der das Fernsehen die deutschen Haushalte mit Gestalten überschwemmte, die später zu Ikonen der Popkultur werden sollten – die Crew von „Raumschiff Enterprise“, die „Augsburger Puppenkiste“, Hans

Rosenthal, „Columbo“, Peter Frankenfeld oder „Kojak“ –, hieß der außergewöhnlichste aller Fernseh-Helden Walter Zabel. 1974 zeigte das ZDF in der Reihe „Unser Walter“ sieben Folgen lang das Schicksal der Familie Zabel in den Jahren 1955 bis 1974.

Die Titelfigur, der behinderte Sohn der Familie, hat sich tief ins kollektive Gedächtnis eingebrannt. Weil Produzent und Autor Heiner Michel den Alltag und die Schwierigkeiten einer Familie mit einem behinderten Kind möglichst realistisch abbilden wollte, war die Rolle nicht mit einem Schauspieler besetzt, sondern von sechs Behinderten unterschiedlichen Alters gespielt worden. Einer von ihnen war Walter Wörle. Er gab der Serie auch ihren Namen und war in vielem Vorbild für das Schicksal von Walter Zabel.

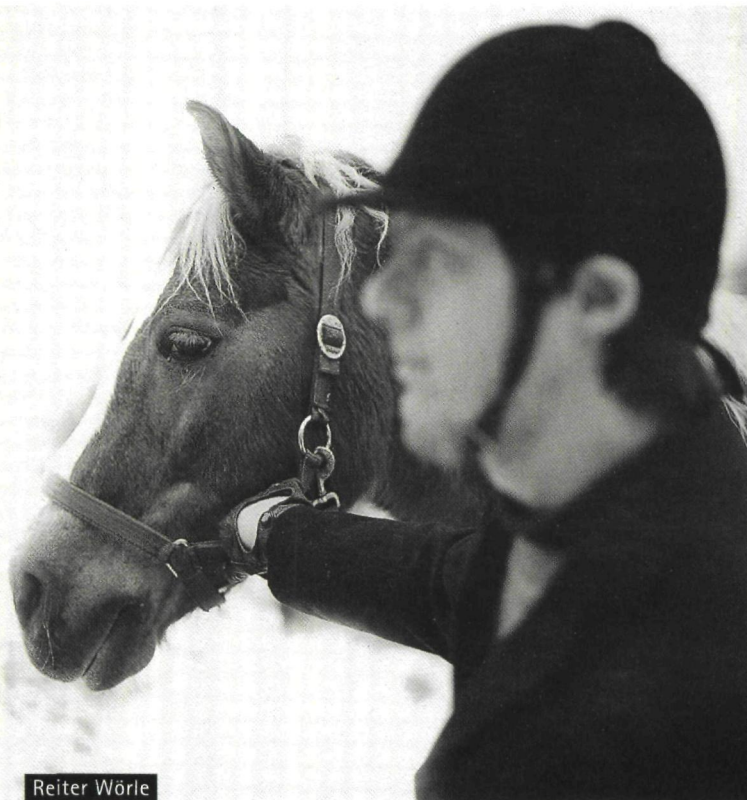
Der Mann, der vor 25 Jahren der merkwürdigste TV-Held Deutschlands war, lebt heute in Unterfranken. Die Straßen in seinem Heimatdorf sind schmal, selten fährt hier ein Auto, und der Mann kennt jeden Winkel, jeden Menschen. Er geht zur Arbeit. Er zeigt keine Eile. Zu spät kommen wird er nicht, jede seiner täglichen Verrichtungen folgt einem festgelegten

Muster. Aufstehen, Frühstück, bei allem hält er seinen Zeitplan genau ein.

Anziehen gerät zum Ritual – zuerst der linke Stiefel, dann der rechte, den Anorak schließt er bis oben hin, die Kapuze über den Kopf gezurrt, dann die Handschuhe, er bewegt sich langsam und konzentriert. Ein wenig seltsam sieht er schon aus, wenn er in seinem unförmigen Anorak zwischen den Häusern daherschlurft – klein und irgendwie knorrig, wie manche der Bäume am Wegrand.

Wenn Passanten ihn grüßen, nickt er freundlich zurück oder murmelt Nettigkeiten. Er spricht langsam, manchmal haken die Sätze in seinem Hals, sperren sich, als trauten sie sich nicht hinaus in die Welt. Das ärgert ihn. Darum redet er sehr leise, und oft zieht er es vor, nur zu lächeln. So bezwingend, daß er kaum mißverstanden werden kann. Eine fundierte Sprecherziehung war noch nicht üblich, als der heute 42jährige Walter Wörle ein kleiner Junge war. Er hätte sie brauchen können, denn Walter hat ein Chromosom zuviel. Trisomie 21 nennt die Medizin das heute, wenn sich während der Entwicklung das Chromosom 21 einmal mehr teilt als

**Walter Wörle alias „Unser Walter“**  
Der merkwürdigste TV-Held Deutschlands



Reiter Wörle



Spaziergänger Wörle

Das Leben pulsiert hier in einem anderen Rhythmus: Bewegungen,



Bei der Arbeit



In der Freizeit

bei gesunden Menschen. Es ist eine Form der geistigen Behinderung, die auch als Down-Syndrom bekannt ist.

In Walters Jugend hieß das Mongolismus, weil die Physiognomie dieser behinderten Menschen die Forscher an die Bewohner der Mongolei erinnerte. Und der bekannteste Mongoloide der Republik hieß Walter Zabel.

„Meine These war“, erinnert sich der Autor der Fernsehserie, Heiner Michel, „es müßte möglich sein, mit den Mitteln einer normalen Spielfilmserie ein gesellschaftlich relevantes Thema zu transportieren.“ Dokumentationen erzielten damals eine Quote von 6 bis 8 Prozent; Michel träumte von den Zuschauerzahlen, die amerikanische Familien-Serien erreichten.

„Das Programm orientierte sich schon damals stark am amerikanischen Markt“, erzählt der nun 66jährige, „das Ergebnis war Postkartenkitsch wie der „Forellenhof“ oder „Tierarzt Dr. Wittig“ – Schnul-

wie „Du Mongo“, „Du Zabel“ oder „Du Walter“ größter Beliebtheit.

Heiner Michel, der für sein ambitioniertes Projekt auf die Unterstützung der Behinderten und deren Eltern angewiesen war, fand in Pfarrer Ernst Wörle von der evangelischen Kirche in München und seiner Frau Lydia ideale Ko-Autoren für sein Drehbuch. Das mit der Behindertenarbeit betraute Paar vermittelte auch den Kontakt zu anderen Familien mit mongoloiden Kindern.

„Die Mitarbeit der Eltern kann man überhaupt nicht hoch genug einschätzen“, sagt Michel, „sie wollten jedes Exposé, jedes Drehbuch vorgelegt bekommen. Ich dürfe nichts drehen, was nicht stimme und nicht im Einklang mit den Interessen ihrer Kinder stünde.“ Tatsächlich ist das Schicksal der betroffenen Familien oft reich an dramatischen Entwicklungen, die auf dem Bildschirm eine gute Geschichte ausmachen, in der Realität allerdings nur schwer auszuhalten sind.

Wie die Fernseh-Familie Zabel mußten auch die Wörles um die Bildung ihres Sohnes kämpfen. Lange galten Menschen mit geistiger Behinderung in Deutschland als „nicht bildungsfähig“ und wurden von Schulen und Kindergärten ausgeschlossen. Fachleute glaubten, Menschen mit Down-Syndrom hätten keinen Begriff von der Zukunft und seien nicht in der Lage, sie zu planen. Die private Krankenversicherung nahm Walter nur auf, weil ein befreundeter Arzt „Entwicklungsstörung“ in seinen Befund schrieb. Die Diagnose „mongoloid“ hätte zum sofortigen Ausschluß geführt.

Als Heiner Michel den Wörles seinen ersten Drehbuch-Entwurf vorlegte, waren die entsetzt. Alles klang so düster, nur Probleme und Vorwürfe gegen eine verständnislose Umwelt. Dabei hatten sie so viel Schönes erlebt mit ihrem Walter, auch die Reaktionen der Mitmenschen waren oft freundlich und herzlich. „Walter hat uns viel bei-

## Gespräche, alles geht sehr bedächtig vonstatten.

zen-Serien, die immer eine heile und intakte Familie zeigten. Das Schema haben wir benutzt und dann aufgebrochen.“

Die Serie, die großsprecherische TV-Innovationen der neunziger Jahre wie „Reality-TV“, „Infotainment“ oder neuerdings „Doku-Soap“ souverän vorwegnahm, entwickelte sich zu einem erstaunlichen Erfolg. Trotz des unregelmäßigen, etwa vierwöchentlichen Sende-Rhythmus – eigentlich ein Todesurteil für jede Serie – erreichte „Unser Walter“ Einschaltquoten von bis zu 40 Prozent, ungefähr soviel wie „Bonanza“, wurde von der Kritik gelobt und mit diversen Fernsehpreisen ausgezeichnet.

Eltern von Behinderten bedankten sich beim ZDF, weil sie ihre Kinder jetzt nicht mehr verstecken mußten. Andere Zuschauer schrieben, daß die Sendung ihnen geholfen habe, betroffene Familien besser zu verstehen. Und auf den deutschen Schulhöfen erfreuten sich mit einem Mal ganz neue Schimpfwörter

Wie ihr TV-Pendant, Frau Zabel, hatte auch Lydia Wörle erst nach etlichen Monaten erfahren, daß ihr Kind geistig behindert war. Mitte der fünfziger Jahre war das, einen Behinderten hatte sie noch nie gesehen. Der Nationalsozialismus und dessen Menschenvernichtung wirkte nach. „Gott hat uns einen gesunden Jungen geschenkt“, hatten die Wörles in die Geburtsanzeige geschrieben und das ganze Dorf zu einer Feier eingeladen, vor der Diagnose.

Wie Frau Zabel war Lydia Wörle schon zum zweiten Mal schwanger, als ein Kinderarzt sie endlich über die Behinderung ihres Babys aufklärte. Zu diesem Schock kam die Angst um ihr Ungeborenes. Panisch ließ sie sich im vierten Monat die Mandeln herausnehmen, weil findige Mediziner einen „eitrigen Infekt“ im Körper der Mutter als mögliche Ursache der Behinderung lokalisiert hatten. Es war so blödsinnig wie die medizinischen Fachbücher, die das Down-Syndrom noch als „schwachsinnige Idiotie“ bezeichneten.

gebracht“, sagt Lydia Wörle noch heute. Wenn sie erzählt, wie Walters Vorstellungen von Tod und Jenseits sie trösteten, als vor zwei Jahren ihr Mann starb, strahlt sie. „Behinderte tragen ihr Herz vor sich her. In Sachen Spiritualität und Emotionalität sind sie uns überlegen.“

Der Mann, der einmal Walter Zabel war, ist sehr stolz auf seine Serie. Ganz wichtig hat er sich damals gefühlt. Er hat sich auch die Wiederholungen mit Begeisterung angesehen, im Haus seiner Mutter, die er dreimal im Jahr besucht. In seinem Heimatdorf gibt es keinen Fernseher.

Walter Wörle lebt heute in Hohenroth, einer SOS-Dorfgemeinschaft bei Gemünden. Der Ort wirkt ein wenig wie aus der Welt gefallen – eine Mischung aus Provinz-Weiler, tschechischem Märchenfilm und Zentrum für Werktherapie. Das Leben pulsiert hier in einem anderen Rhythmus: Bewegungen, Gespräche, alles geht sehr bedächtig vonstatten. In der Dorf-Cafeteria notieren die Gäste



Wörle beim Abwasch



Wörle (7. v. l.) mit Freunden

## Walter hilft Ulrike täglich beim Umbetten im Rollstuhl.

ihre Bestellung auf einem Block; einige, die hier bedienen, können nicht lesen oder schreiben. Wer die Fremdheit überwinden will, muß sich der Geschwindigkeit der Betreuten anpassen.

Die Dorfgemeinschaft wurde vor mehr als 20 Jahren von Anthroposophen gegründet, Träger ist der SOS-Kinderdorf-Verein, der, durch Spenden finanziert, weltweit sozial benachteiligte Kinder, Jugendliche und Erwachsene betreut. 145 erwachsene Behinderte leben in Hohenroth gemeinsam mit den SOS-Mitarbeitern und deren Familien.

Statt Fernseher gibt es hier eine Vielzahl von kreativen Freizeitangeboten, kulturellen Veranstaltungen und Sportmöglichkeiten. Und eine Reihe von Werkstätten, die den Betreuten die Möglichkeit bieten, unter Anleitung in zwölf verschiedenen Handwerksbereichen zu arbeiten. Alles wird nach ökologischen Gesichtspunkten verarbeitet, die Werkstätten erwirtschaften ungefähr 20 Prozent der anfallenden Gesamtkosten. Den Rest trägt die Organisation SOS.

Der Mann, von dem es hieß, er könne seine Zukunft nicht planen, hat sich diese Heimat selbst ausgesucht. Als Walter Wörle vor 17 Jahren den Ort zum erstenmal besuchte, stan-

den dort erst einige wenige Häuser. Eigentlich hatte er Hohenroth gar nicht ansehen wollen. Er hatte Angst, seine Eltern würden ihn gleich dort lassen. Und als er dann da war, wollte er nicht mehr weg.

Er wurde zum Probewohnen eingeladen und überraschte seine Eltern wenige Wochen später mit der Entscheidung, dort leben zu wollen. Sehr zur Enttäuschung seiner Mutter – beide Töchter waren gerade ausgezogen, und sie hätte ihren Jungen gern noch ein paar Jahre bei sich behalten.

Heute lebt Walter mit den Hauseltern und sieben anderen Betreuten in einer Hausgemeinschaft. Seine Mitbewohnerin Ulrike braucht viel Hilfe, sie kann ihre Beine überhaupt nicht bewegen und Arme und Hände nur unvollständig. Wenn sie spricht, ist ihre ganze Gesichtsmuskulatur in Aufruhr.

Walter hilft Ulrike täglich beim Umbetten im Rollstuhl. Er geht dabei sehr behutsam vor. „Ulrike ist meine Freundin“, sagt Walter, „und Andrea und Petra und Silke auch.“ Manchmal tollt er mit ihnen durch die Wohnung und kitzelt ihre Hüften. Dann ist Walter glücklich, die Wärme, die Nähe, das Gelächter.

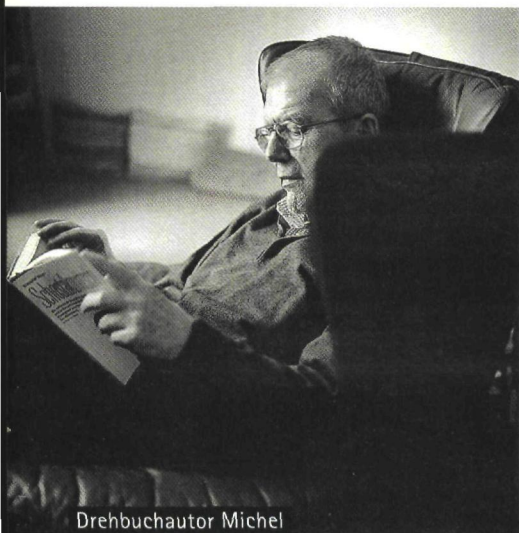
Wenn Fremde zu Besuch sind, stellt sich die Hausgemeinschaft kurz vor.

Dann nennt jeder seinen Arbeitsplatz. Walter arbeitet morgens in der Weberei und nachmittags in der Schreinerei. „Das hab' ich gemacht“, sagt er und zeigt im Verkaufsraum des Dorfes Saunatücher, Schals und Frühstücksbretchen.

Im Haushalt sind alle anfallenden Arbeiten aufgeteilt. Walter deckt immer noch gern den Tisch, säubert und akkurat legt er die Servietten an ihren Platz. Heute tut er das zu genau festgelegten Zeiten. Klare Strukturen und Abläufe sind für ihn wie ein stützendes Geländer, an dem entlang er sich durch den Tag hangelt.

Auch in Walters Zimmer herrscht Ordnung. Seine CDs, hauptsächlich Wagner, hat er säuberlich in einen Schrank sortiert, und in einem Setzkasten an der Wand stehen Plastikritter. Wenn ein unachtsamer Besucher über seinen Teppich schlurft, kämmt Walter anschließend die Fransen wieder gerade, wenn es sein muß, alle drei Minuten. Seine Pingeligkeit wird oft zu einer Sturheit, die seinen Mitbewohnern ziemlich auf die Nerven gehen kann.

Einmal hatte sich die Hausgemeinschaft zu einem Spaziergang verabredet, um 10 Uhr sollte es losgehen. Zehn Minuten vor 10 Uhr waren alle ausgehert und standen vor



Drehbuchautor Michel

der Tür. Nur Walter fehlte. Komplett ausgestattet saß der in seinem Zimmer und weigerte sich, auch nur eine Minute vor der vereinbarten Zeit das Haus zu verlassen.

Der Mann, der als nicht bildungsfähig galt, liebt Bücher. Sein Schrank ist voll mit verschiedenen Bibel-Übersetzungen, Disney-Tierbüchern und Werken von Marion Zimmer-Bradley. Manchmal liest er nachts noch heimlich mit der Taschenlampe, weit nach der verordneten Schlafenszeit um 23 Uhr. Und schläft dann morgens bei der Arbeit ein. Vor allem über Astro-



Wörle in der TV-Serie

### Heiner Michel, Autor „Unser Walter“

Wir haben damals nachgewiesen, daß Fernsehen gesellschaftliche Einstellungen verändern kann. Heute wird alles, was an den berühmten pädagogischen Zeigefinger erinnert, verdammt. Solche Stoffe können aber einen hohen Unterhaltungswert haben. Ich habe immer gesagt, Fernsehen erzieht, also muß es erziehen. Man darf nicht so verantwortungslos damit umgehen, wie es leider auch bei den öffentlich-rechtlichen Sendern immer noch gemacht wird. Die müssen sich die Frage stellen lassen, wofür sie Gebühren kassieren. Wir haben eine Menge Themen mit hoher Relevanz für die Gesellschaft. Diese Themen so plausibel und unterhaltsam darzustellen, daß die Durchschnittsfamilie am Bildschirm das gern ansieht, wäre deren Aufgabe.

### Markus Schächter, Programmdirektor ZDF

Wir wollen im nächsten Jahr angesichts des kalendarischen Ereignisses – die Serie lief vor 25 Jahren – „Unser Walter“ auf 3Sat wiederholen. Die Idee, die Serie wieder ins Hauptprogramm zu bringen, hat sich als undurchführbar erwiesen, weil die Erzählform nicht mehr den heutigen Rezeptionsgewohnheiten entspricht. Damals ist der Redaktion ein großer Wurf gelungen, aber die dramaturgische Ausrichtung würde heute nicht mehr funktionieren.

Bei den Serien ist es so, daß sie im Werberahmenprogramm Geld einbringen müssen, und die Werbeindustrie hat ganz konkrete Zielgruppen-Vorstellungen, die den Rahmen begrenzen. Da legen wir den Schwerpunkt darauf, Alltagsthemen unterhaltsam zu präsentieren.

Eine heutige Erzählform müßte viel selbstverständlicher das alltägliche Miteinander in den Vordergrund stellen. Wir suchen gerade nach Wegen, das Potential von „Unser Walter“ in eine stimmige Geschichte für das Jahr 2000 einzubetten.

logie und Astronomie liest Walter viel. Letztes Jahr hat er sich sogar ein Teleskop gekauft. Abends steht Walter Wörle oft am geöffneten Fenster, schaut in den Nachthimmel hinauf und versucht, die Sternbilder zu ergründen.

Walter ist stolz auf seine Fähigkeiten. Vieles, was für die meisten selbstverständlich ist – schreiben, lesen, musizieren – mußte er sich mühsam erarbeiten. Die Anstrengung hat sich im Laufe der Jahre in sein Gesicht gegraben, es ist durchfurcht von Fältchen. Sehr alt sieht es aus, dieses Gesicht.

Doch die Augen sind immer noch die eines Kindes, in seinen entspanntesten Momenten erinnert sein Lächeln an einen Zen-Meister. Walter Wörle hat einen Platz in der Welt gefunden, an dem er sich zu Hause fühlt, wo seine Bedürfnisse und Wünsche wichtig genommen werden. Da, wo er ist, will er bleiben. Für immer.

Draußen in der Welt, glaubt Pfarrer Roland Schwarz, Nachfolger von Ernst Wörle in München und selbst Vater eines Jungen mit Down-Syndrom, sei die Akzeptanz nur scheinbar größer geworden. Unter der Oberfläche lauern Unsicherheiten und Verstümmelungsängste; eine Ahnung der eigenen Verwundbarkeit, die vielen den Umgang mit Behinderten immer noch beinahe unmöglich macht. Nach seiner Erfahrung entscheiden sich 95 Prozent aller Eltern, denen vor der Geburt ein behindertes Kind diagnostiziert wird, für eine Abtreibung.

„Eine solche Diagnose löst bei Betroffenen die gleichen Trauermechanismen aus wie der Tod des Lebenspartners“, sagt Pfarrer Schwarz, „alle Pläne und Hoffnungen, die wir mit diesem Menschen verbinden, werden abgetötet, der gemeinsame Lebensentwurf zerbricht.“ Noch schlimmer: Wenn der Partner stirbt, bleiben wenigstens tröstende Erinnerungen. Den Eltern eines behinderten Kindes bleiben nur zertrümmerte Träume.

Der Mann, der einmal Walter Zabel war, hätte heute wohl kaum die Möglichkeit, ein Fernseh-Star zu werden. Er wäre womöglich nicht einmal geboren.

**Jörg Böckem,** 33, ist freier Journalist in Hamburg.

**Tina Hager,** 33, Fotografin der Agentur Focus, lebt in Nordland, US-Bundesstaat Washington.